

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Eine ungekannte Welt

Judäus

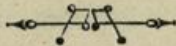
Frankfurt a. M., 1907

II. Träume.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-2077

II.

Träume.



II

Summe

Rabbi Joël Katzenellenbogen und Rabbi Moscheh Charif saßen über einem schwierigen Stück Talmud in der Klaus — wo sag ich nicht — zu N. N. — Sie saßen, ist eigentlich nicht ganz korrekt; sie standen an einem großen Pult einander gegenüber. Einen größeren Gegensatz, als diese beiden Männer auch in ihrem äußeren Auftreten, konnte man sich kaum denken. Rabbi Joël war von kurzer, gedrungenener Statur mit entschiedener Anlage zur Corpulenz; Rabbi Moscheh war eine lange, hagere Gestalt mit einem der bleichen Gesichter, wie sie Cäsar fürchtete. Aber es lag so viel Herzensgüte und helle Weisheit in jedem Zug des langen Gesichts, daß ein Blick auf dasselbe genügte, um es dem Beschauer sympathisch zu machen. Rabbi Joël war reich, Rabbi Moscheh arm. Aber das war ein Gegensatz, der in der Klaus nie zur Geltung kam. Rabbi Moscheh konnte es nie warm genug im Zimmer haben, Rabbi Joël nie kalt genug. So groß beide in der Kenntniß der Thora waren, und so hoch sie sich im tiefsten Herzen wegen dieser ihrer Gelehrsamkeit achteten, so war dennoch auch in dieser Hinsicht Verschiedenheit und Gegensatz genug vorhanden. Rabbi Joël war groß durch seine ungewöhnliche Belesenheit, die von einem ungemein guten Gedächtniß unterstützt wurde. Rabbi Moscheh aber überragte ihn durch seinen seltenen Scharfsinn, der ihm auch den Ehrennamen Charif eingebracht hatte. Rabbi Joël war dem ent-

sprechend mehr für das cursorische Studium des Talmud und der Poskim, während Rabbi Moscheh mehr für das statarische Vertiefen in jede Pièce, mehr für das multum als für das multa sich begeisterte.

Rabbi Joël war ein Schüler von Rabbi Akiba Eger, Rabbi Moscheh ein Schüler von Rabbi Moscheh Sofer. Rabbi Joël war in seinem Innern so fest davon überzeugt, daß Niemand richtig ein Stück Gemoro verstehen kann, der nicht bei Rabbi Akiba Eger, die Jeschiba besuchte, wie Rabbi Moscheh dieselbe Ueberzeugung von demjenigen hatte, der nicht bei Rabbi Moscheh Sofer gelernt hat. Diese Männer waren die erbittertesten Gegner und die intimsten Freunde in einer Person. Was der eine behauptete, bestritt der andere, wenn aber die Behauptungen des Einen von einem Dritten angegriffen worden, so leistete ihm der andere sofort werthvollen Sukturs. In der Klaus konnte in der Hitze des Gefechtes der eine über den andern die Zähne knirschen und die Hand gegen ihn erheben; in Familien- und Gemeindeangelegenheiten gingen sie beide Hand in Hand, wie es zwei alten Freunden zukommt. — Endlich waren es noch zwei Momente, welche den Contrast zwischen diesen beiden Männern vervollständigten. Rabbi Moscheh war auch in weltlichen, profanen Dingen nicht unerfahren, las populäre Schriften und jeden Tag seine Zeitung, so daß er auch in politischen Dingen ein gesundes, zutreffendes Urtheil hatte. Rabbi Joël las auch seine Zeitung, natürlich eine conservative, während Rabbi Moscheh auf eine radikale abonniert war, aber in das politische Gebiet vertiefte er sich weniger. Er las die Inserate, die Unglücksfälle und Verbrechen, sowie die Stadtneuigkeiten, den politischen Theil streifte er nur, wenn besonders wichtige Ereignisse die allge-

meine Aufmerksamkeit beschäftigten. Da er auf diese Weise R. Moscheh in politischen Diskussionen nicht gewachsen war, so nahm er oft zur Phantasie seine Zuflucht. Er beobachtete die Welthändel von dem Standpunkte der Klaus aus und ließ seiner Phantasie dabei oft so weiten Spielraum, daß er im Laufe der Jahre in seinen Berichten, Darstellungen und Folgerungen über alles das, was außerhalb seiner Folianten lag, sich etwas aneignete, was stark an den seligen Münchhausen erinnerte. Rabbi Moscheh war dagegen ein nüchterner Kopf, der die politischen Extravaganzen seines Partners lächelnd hinnahm und sie höchstens durch eine feine, lakonische Gegenbemerkung parirte.

Einen einzigen Punkt gab es, der aus feinem Tactgefühl niemals in dem Verkehr der beiden Männer zur Sprache gekommen war, und der wie ein kalter Schatten zwischen beiden Freunden schwebte; das war die Verschiedenheit der Vermögensverhältnisse. Rabbi Joël und Rabbi Moscheh waren beide Kinder blutarmer Eltern. Rabbi Joël's Vater war Dienstmann und Rabbi Moscheh's Vater Hausirer. Beide waren in der Stadt geboren, in der sie auch später als Klausrabbiner angestellt wurden. Beide waren sie schon als Kinder in treuer Freundschaft verbunden. Da ging eines Tages die wunderbare Mähr durch die Gemeinde, daß der Dienstmann Ragenellenbogen über Nacht ein steinreicher Mann geworden sei; aber Niemand wußte und weiß bis auf den heutigen Tag, woher dieser plötzliche Reichthum stammte. Obwohl die tadellose Ehrenhaftigkeit des alten Ragenellenbogen jeden Verdacht einer Unreellität ausschloß, obwohl selbst ein abgefemter Spitzbube es ohne Einbruch und Todtschlag kaum anzufangen gewußt hätte, so plötzlich ein so ansehnliches Vermögen zu er-

langen, so wäre es doch nicht möglich gewesen, die bösen Zungen in Ruhe zu halten, wenn der selige Oberrabbiner nicht jedem erklärt hätte, er wisse ganz genau, woher der Rabenellenbogen'sche Reichthum stammt und es habe demselben auch nicht der leiseste Schatten eines Unrechts an. Das Gegentheil sei der Fall. Wenn man die Details kennt, wie sie ihm Rabenellenbogen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt habe, so müsse man den Biedermann noch höher achten, als es heute allgemein geschieht. Seitdem waren 50—60 Jahren verfloßen. Rabbi Joël's Vater war schon vor mehr als dreißig Jahren gestorben. Außer Rabbi Moscheh dachte vielleicht Niemand mehr daran, sich an Rabbi Joël's Reichthum zu stoßen. Da die plötzliche Wendung in dem Geschick der Familie Rabenellenbogen sich zu einer Zeit vollzog, in welcher Rabbi Joël noch ein Kind war, so glaubte R. Moscheh, daß sein Freund selber über die Details dieser wunderbaren Begebenheit nicht unterrichtet sei. Sie blieb unerörtert. Die beiden Freunde lebten, lernten, diskutirten seit vielen Jahrzehnten zusammen. Es wußte jeder ganz genau, wie viel Harbe Rambams der andere auf Lager hatte, wie sie recht zu machen, und welche Einwürfe gegen die Richtigstellung zu erheben seien; sie behandelten die orientalische Frage, Schutzzoll und Freihandel, den preußisch-österreichischen Krieg vom Jahre 66 und noch viele andere Themata jeder von seinem Standpunkte, sie zogen alles Mögliche und Unmögliche in den Kreis ihrer Diskussion, nur den einzigen Punkt berührten sie niemals.

Als wir die Freunde über ihrem schweren Stück Gemoro stehend fanden, war eine besonders politisch erregte Zeit in Deutschland. Es war im Hochsommer des Jahres 66 kurz nach Tischo-be-Ab, als gerade der Entscheidungskampf zwischen

Oesterreich und Preußen auf den böhmischen Schlachtfeldern gekämpft wurde. Rabbi Moscheh Charif hatte für die Preußen Partei genommen, also stand Rabbi Joël auf Seiten der Oesterreicher. Vielleicht hätten sie das Stückchen Gemoro weniger „kritisch und steinig“, wie die Termini lauteten, gefunden, wenn ihre Aufmerksamkeit nicht durch die Tagesereignisse von dem ernstesten Studium mehr als sonst abgelenkt worden wäre.

Es war Nachmittags 4 Uhr. Rabbi Joël hatte sich heute etwas verspätet, und war ganz echauffirt mit einer neuen Nachricht vom Kriegsschauplatz in die Klaus gekommen. „Die Preußen haben wieder eine gewaltige Niederlage erlitten,“ mit diesen Worten war Rabbi Joël eingetreten und traf seinen Freund bereits vor den geöffneten Folianten. „30 000 Tode, 20 000 Gefangene, 10 Fahnen und 125 Kanonen verloren, das setzt sich nicht in die Kleider,“ meinte Rabbi Joël und fixirte dabei die Mienen seines politischen Gegners, um den Eindruck zu konstatiren, den diese Nachricht offenbar bei ihm machen mußte.

Als Rabbi Moscheh ganz kalt blieb und nichts darauf erwiederte, fühlte sich Rabbi Joël verpflichtet, den Eindruck seines Berichts noch durch ein paar kräftige Worte zu unterstützen, indem er die Möglichkeit andeutete, daß noch eine solche Schlappe genügte, um den Krieg zu beendigen. Rabbi Moscheh, der seinen Freund kannte und wohl wußte, daß es ihm in politischen Dingen um eine Handvoll gewonnener oder verlorener Schlachten nicht ankam, glaubte diese offenkundigen Münchhausenianen nicht besser, als durch völlige Nichtbeachtung widerlegen zu können. Er that so vertieft in einen schweren Mahram Schiff, als ob er von alledem kein Wort gehört hätte. Rabbi Joël deutete dieses Schweigen als Zeichen der Unfähig-

feit dieser Nacht der Thatsachen gegenüber etwas zu entgegnen, holte triumphirend seine Gemoro, schlug sie etwas lauter auf den Tisch, als er es zu thun pflegte, wenn kein Bericht einer verlorenen Schlacht vorangegangen war, und murmelte halblaut zu seinem vis-à-vis hinüber: „n' Spaß, 30 000 Todte!“

Jetzt richtete Rabbi Moscheh seine klugen Augen auf seinen Freund und Berichterstatter. Um den Mund spielte ein überlegenes Lächeln, das sich schlechterdings nicht als Zeichen der Demüthigung und Niedergeschlagenheit über die preußischen Verluste deuten ließ.

„Wann war eigentlich die Schlacht, von der Du da erzählst?“

„Wann? Heute Vormittag.“

„Woher weißt Du denn schon das Alles so genau?“

„Woher? An der Börse steht's angeschlagen; jedes Kind kann Dir's erzählen.“

„Du warst doch nicht an der Börse, woher weißt Du's denn?“

„Ich sag' Dir ja, die Späzen auf den Dächern erzählen es.“

„Auf die Späzen kann man keine Raschjo fragen; aber wie kann ein Mensch, der seinen vollen Sechel hat, solche Narrisheiten für baares Geld nehmen? Ich frage nicht, wie kann man von heute Morgen bis Nachmittag 4 Uhr 30 000 Mann todt schlagen, so und so viel Gefangene machen, genau ausgerechnet so und so viel Kanonen und Fahnen wegnehmen, das frage ich nicht, weil ich noch in keiner Schlacht war und nicht weiß, wie schnell oder langsam das geht. Aber ich frage Dich, wie hat man die Todten und Gefangenen von heute Morgen

bis jetzt nur zählen können, und hat's noch hierher telegraphiren können, und Du weißt's wohl schon zwei Stunden?"

Auf einen so vernichtenden Einwand war Rabbi Joël allerdings nicht gefaßt. Er versuchte nur einige Ausreden, um wenigstens pro forma sich mit Anstand aus der Patsche zu ziehen und entgegnete:

„Du weißt's jedenfalls wieder besser; wenn die Preußen gesiegt hätten, wären alle Deine Kaschjes geentfert (beantwortet); es ist Schade für die Zeit, die wir mit diesem Hewel Hawolim verbringen.“

Mit diesen Worten schlug Rabbi Joël seine Folianten auf, nahm eine kräftige Prise, als Zeichen, daß mit dem einleitenden profanen Vorpostengefecht geschlossen und das eigentliche Studium begonnen wurde.

Aber Rabbi Moscheh war doch nachdenklich geworden. Etwas konnte möglicherweise doch an der preussischen Niederlage sein. Er wollte sich für den Fall einer Bestätigung der Nachricht auf alle Fälle den Rücken decken und bemerkte:

„Angenommen es wäre Alles so, wie Du da sagst. England hat aber auch noch ein Wörtchen in der Sache mitzureden, und England steht fest zu Preußen.“

„So? und ich sag' Dir, alle meine Sonnim sollen so fest stehen, wie das Bündniß zwischen England und Preußen. Hast Du nicht die Geschichte von der goldenen Wiege gelesen?"

„Ich weiß nichts von einer goldenen Wiege; was ist das wieder für eine Schmuo?" fragte lächelnd Rabbi Moscheh, der wohl wußte, daß es sich wieder um eine Aufschneiderei handelte, die man nicht beweisen und nicht widerlegen konnte, und mit deren Hilfe sein Partner wieder als Sieger hervorgehen werde.

„Du weißt nicht was in der Welt vorgeht und redest aber doch mit, wie einer, der Alles weiß. Also, die Prinzessin von Wales hat einen Jungen bekommen, es ist noch keine acht Tage her, die Prinzessin ist noch im Wochenbett. Als die telegraphische Nachricht nach Berlin kam, hat ihr die Königin von Preußen sofort durch einen Courier Massel tof sagen lassen und hat ihr als Kindbettgeschenk eine goldene Wiege geschenkt. Und was meinst Du, was sie in London gethan haben? Mit umgewandter Post haben sie die Wieg' wieder nach Berlin geschickt! Da hast Du die Freundschaft zwischen England und Preußen. En Chidusch, daß Preußen gern mit England gut stehen möcht', aber England will von Preußen nichts wissen.“

Die Münchhausiade war nun Rabbi Moscheh doch zu bunt.

„Woher weißt Du denn wieder diese Maase? die dürfte im Zemach David stehen.“

„Was, im Zemach David? In allen Zeitungen ist sie gestanden, aber Du siehst nur, was Dir in Deine Politik paßt; von Politik kann man mit Dir nicht reden. Wir wollen jetzt lernen.“

Und sie lernten, wie wir sie ja bei unserem Eintritt in die Klaus antrafen. Das Stück Gemoro war schwer, Raschi nicht zu verstehen, Josephot macht sich nichts wissen, aber ein Mahram Schiff war da, der schien absolut nicht lösbar zu sein. Man wußte nicht, was ihm schwierig war, und noch weniger wußte man sich die Antwort, die er gab, zurechtzulegen. Desterreich und Preußen, ihre Siege und ihre Niederlagen, England und alle seine goldenen Wiegen waren jetzt versunken und vergessen. Wenn Rabbi Joël und Rabbi Moscheh ein

Königreich zu verschenken gehabt hätten, sie hätten es leichtem Herzens demjenigen gegeben, der ihnen Beschat in dem Mahram Schiff sagte, aber so, daß beide davon befriedigt waren. Aber da der Gelehrte noch nicht geboren war, der es beiden hätte recht machen können, so versuchten sie in ihrer Weise die Schwierigkeit zu lösen. Die Politik war zwar jetzt abgethan, aber eine gewisse Gereiztheit war noch von dem einleitenden Wortgeplänkel geblieben. Deshalb war es für jeden doppelt schwer für seine Lösung des Räthfels auch die Zustimmung des anderen zu gewinnen.

Rabbi Joël hatte eine ganz neue, von Raschi's Erklärung abweichende Auffassung des schwierigen Themas versucht. Aber kaum hatte er begonnen, so fiel ihm Rabbi Moscheh in die Rede mit dem bloßen Wort: „Chalaumes (Träume)!“

„Laß mich nur einmal wenigstens ausreden.“

„Ich weiß schon, wo Du hinaus willst, es sind Chalaumes.“

„Und wenn es Chalaumes sind, so höre einmal meinen Cholom an. Glaubst Du nicht an Träume?“

„Nein, an Träume glaube ich nicht.“

„Dann bist Du ein Apitores, Du bist mechullet gegen Schaß und Poskim.“

„Das ist nicht wahr. Unsere Chachomim waren selbst darüber getheilte Meinung, und es bleibt jedem unbenommen, es mit dem einen oder anderen zu halten.“

Rabbi Joël schwieg, was sonst nicht seine Weise war. Einige Minuten sah er unverwandten Blicks in seinen Folianten, als suche er etwas darin. Ein Blick Rabbi Moscheh's überzeugte diesen, daß seinen Freund und Gegner ein seelischer Vorgang ungemein bewegte, den er sich nicht er-

klären konnte, und der jedenfalls mit dem vorliegenden Problem nichts zu thun hatte. Auch er schwieg.

Rabbi Joël brach das Schweigen zuerst. Aber seine Stimme zitterte vor innerer Erregung. Er fing an:

„Ich glaube, daß meine Erklärung des Mahram Schiff die einzig mögliche ist, aber da Du sie nicht zu Ende hören willst, kann ich Dich nicht überzeugen. Aber daß Träume keine Schäume sind, daß sie wohl eine Bedeutung haben, das könnte ich Dir so klar und bündig beweisen, daß Du mir selbst Deinen bisherigen Irrthum zugestehen würdest.“

„Da wäre ich wirklich begierig, Du weißt, ich bin ein maude al Hoëmmes. (Einer, der sich der Wahrheit fügt.)“

„Wir wollen noch einmal darüber schlafen, und morgen früh will ich Dir den Beweis erbringen.“

„Zum Lohn dafür,“ bemerkte Rabbi Moscheh, „muß ich Dir sagen, daß ich Deine Erklärung des Mahram Schiff gern zu Ende höre, wenn Du darauf bestehst; aber es ist nicht nöthig. Ich will sie Dir ganz genau sagen. Das Wenige, was ich von Dir davon gehört habe, hat mich überzeugt, daß es derselbe Weg ist, den ich auch einschlagen wollte.“

Rabbi Moscheh trug nun seinem Freunde dessen eigene Erklärung so klar und bündig vor, daß er selber zugeben mußte: „Ja, so habe ich's gemeint, und warum sind das Chalaumes?“

„Warum? weil Du die Gemoro in Kidduschin übersehen hast, am Anfang des dritten Peret, diese würde in Widerspruch mit sich selber sein, wenn die Auffassung richtig wäre, die Du hast.“

Inzwischen hatten sich die Leute zum Minchagebet eingefunden; die Freunde trennten sich mit den Worten: „Also Morgen früh nach Schul!“

Ihr Minchagebet verrichteten heute die Helden unserer Erzählung nicht mit der Andacht, die sie sonst erfüllte, und noch den ganzen Abend, ja die Nacht hindurch beschäftigte sie der Gegenstand ihrer Unterhaltung in so hohem Grade, daß sie ganz davon eingenommen waren. Rabbi Joël war Abends vor Maariv an der Reihe Mischnajos vorzutragen; aber er war so zerstreut, daß ihn einer der jüngsten Kollegen schon beim ersten Tosphot Tom tob schachmatt gemacht hatte, ohne daß ihm R. Moscheh zur Seite gestanden hätte. Dieser rüstete sich mit hieb- und schußfesten Waffen für den geistigen Ringkampf, der ihm morgen bevorstand. R. Joël will ihm über allen Zweifel beweisen, daß man an die Bedeutsamkeit der Träume glauben muß. Wie ist das möglich? Nach dem frugalen Abendbrod nahm er sich seine Brochos-Gemoro vor, schlug den letzten Peret auf, der die Ansichten unserer Weisen über Träume ausführlich behandelt; es war Alles so, wie er gesagt hatte. Daraus konnte Rabbi Joël nichts beweisen. Allerdings sagt Rabbi Channa im ersten Peret: „Wenn sogar der Herr der Träume dem Menschen sagt, daß er morgen sterben müsse, soll man die Hoffnung auf Gottes Erbarmen nicht aufgeben.“ Dieses „sogar“ spricht den Träumen allerdings eine große Bedeutung zu; aber Rabbi Joël mußte doch wissen, daß der Mharscho zur Stelle in diesem „sogar“ ganz anders Peschat lernt und geradezu das Gegentheil daraus folgert. Obwohl Träume Schäume sind, so führt er ja aus, giebt es doch nichts so Gleichgiltiges, das uns nicht bestimmen sollte, es zum Gegenstand des Gebets zu machen. S o g a r,

wenn der Herr der Träume dem Menschen seinen baldigen Tod ankündigt, so soll uns das doch bestimmen, Gottes Erbarmen anzurufen, obwohl die Träume nur Eitles verkünden.

Sollte es Rabbi Joël wieder mit einem seiner Phantasiestückchen versuchen wollen? Rabbi Moscheh ließ sie alle Revue passiren. Das stärkste war die Erzählung von der Schlacht bei Waterloo, an die R. Joël, weil er sie schon viele Jahre unzählige Mal erzählt hatte, selber so fest glaubte, daß er es keinem verziehen hätte, wenn Jemand durch das leiseste Lächeln ein Zweifel daran verrieth. Im Lauenburg'schen sei er damals stationirt gewesen und habe in später Nachtstunde über seinen Folianten gefessen, als ein Reiter in fliegendem Galopp an sein Häuschen herangesprengt kam und ungestüm Einlaß begehrt habe.

„Ihr seid der berühmte Rabbiner Katzenellenbogen?“

„Mein Name ist Katzenellenbogen, womit kann ich Ihnen dienen?“

„Lernt einen Schiur für mich, ich habe morgen eine große Schlacht zu schlagen, von welcher Sein und Nichtsein, von Völkern und Ländern abhängt. Hier habt Ihr einen Beutel mit Dukaten für Eueren Dienst. Wollt Ihr ihn mir erweisen?“

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“

„Mein Name ist gleichgiltig, wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? Die Zeit ist knapp, also?“

„Wie kann ich einen Schiur für Euch lernen, wenn ich Eueren Namen nicht kenne; ich muß sogar den Namen Eueres Vaters oder noch besser den Euerer Mutter wissen.“

Da riß der fremde Reitersmann seinen Mantel auf, und indem er ihm den kaiserlichen Stern auf der Brust zeigte, flüsterte er leise: „Ich heiße Napoleon!“

Rabbi Joël hatte Geistesgegenwart genug, sofort die Brocho zu sprechen, die beim Anblick gekrönter Häupter vorgeschrieben ist, nahm den Schiur an, wies aber das Geld zurück, und erbat sich nur die Gnade, um freie Passage bei seinen verschiedenen Reisen. In Folge der vielfach aufgestellten französischen Postenketten war der Verkehr sehr schwer und nicht ungefährlich. Napoleon brachte einige französische Worte zu Papier, händigte sie Rabbi Joël ein, und verschwand so rasch wie er gekommen war. Jahre lang hatte Rabbi Joël das Papier aufbewahrt; es hatte ihm treffliche Dienste geleistet. Wo er es vorzeigte, öffnete man ihm Thoren, Thüren und Postenketten. Ein Blick auf dasselbe, hatte sofort die Weisung zur Folge: „Kagenellenbogen passirt!“

Diese und ähnliche Rabbi Joël'schen Schnurren gingen Rabbi Moscheh durch den Kopf. Es war ihm klar, Rabbi Joël mußte z. B. dieses Begegniß einmal in einem lebhaften Traume gehabt haben; es hatte sich aber bei ihm so festgesetzt, daß er im Laufe der Jahre nicht mehr Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden vermochte. Sollte der morgen zu erbringende Beweis sich in ähnlichen Circeln bewegen? Aber Rabbi Joël war nur in allgemeinen, politischen und ähnlichen Gebieten ein Phantast, der dann den Mund etwas voller nahm, als er es vor seinem gesunden Menschenverstand verantworten konnte. Im persönlichen Verkehr und gar im Thorastudium war er der rechtlichste, wahrheitsliebende Mann, der mit Bewußtsein kein Haarbreit von der Wahrheit abgewichen wäre.

Als Rabbi Moscheh nach dem Frühgebet am andern

Morgen in die Klaus kam, erwartete ihn bereits Rabbi Joël. Sie gingen zusammen in das an die offizielle Klaus stoßende Nebenzimmer, um nicht gestört zu werden und schlossen es zur größeren Vorsicht noch ab.

„Warum schließt Du ab?“ fragte Rabbi Moscheh. „Wir haben doch keine Sforim hier für den Fall, daß wir etwas einzusehen nöthig haben?“

„Für das, was ich Dir zu sagen habe, braucht es keine Bücher. Aber eins muß ich Dir vorausschicken. Ich weiß, daß Du manchesmal Zweifel in die Wahrheit meiner Worte setzest; auch wo Du mir es nicht sagst, sehe ich's Deinen Augen an. Aber — —“

Rabbi Moscheh unterbrach seinen Freund mit einer verbindlichen Entrüstung über eine solche Voraussetzung. Aber Rabbi Joël wußte ganz wohl, was er redete und auch wie ihn Rabbi Moscheh beurtheilte und fuhr fort:

„Aber diesesmal ist Alles bitterer Ernst, für dessen Wahrheit ich meinen Kopf einsetze. Unser Vater hat es uns in seiner Scheidestunde gesagt, es ist nie über meine Lippen gekommen, aber Dir wollte ich's schon lange offenbaren. Als uns unser guter Vater verlassen sollte, sammelte er uns um sein Lager, legte jedem segnend zum letzten Mal die Hände auf's Haupt und ermahnte uns zu allem Frommen und Guten. Dann fuhr er fort: Ihr müßt frömmere und bräber sein, als alle Menschen, denn Euch hat Gott ein Wunder durch mich erwiesen, daß er selten Jemand erweist und daß ich Euch zum Abschied erzählen will, damit auch Ihr es einst Euren Kindern erzählt, wenn über hundert und zwanzig Jahre die Stunde schlagen sollte, die Euch von Ihnen ruft.“

„Du weißt,“ fuhr Rabbi Joël fort, „daß mein Vater,

der Friede sei mit ihm, keiner Unwahrheit fähig gewesen wäre; Du kannst Dir denken, daß er es in seiner Todesstunde noch weniger war, und daß ich mich an seinem Andenken verfühndigen würde, wollte ich für seine Redlichkeit und Wahrhaftigkeit erst Zeugniß ablegen. Obwohl schon dreißig Jahre seitdem verfloßen sind, ist mir keines seiner Worte verloren gegangen, und ich erzähle Dir die ganze Geschichte mit seinen eigenen Worten wieder.“

„Es war kurz vor Pefach im zehnten Jahre unserer Verheirathung; ein hartes, theures Jahr. Wir wohnten damals noch in der Entengasse, in einem kleinen, haufälligen Häuschen, an dessen Hinterseite ein großer, leerer Bauplatz stieß. Auf diesem Plage lagen Steine und Geröll in Hülle und Fülle und in der rechten Ecke stand ein großer Kirschbaum, der fast jedes Jahr Kirschen trug, die uns gehörten. So schwer wie dieses Jahr war es noch nie gefallen, die Mittel für den Pefach zusammen zu bekommen. Mazzos, Wein, Kleider für Kinder, Alles war unerschwinglich theuer; und das Geschäft warf nichts ab. Aber mit Gottes Hilfe, der uns gute Leute schickte, konnte ich von verschiedenen Seiten so viel zusammenborgen, daß wir den Pefach bekowed feiern konnten. Als wir am ersten Seder-Abend zu Tische saßen, sah Niemand unserem Tisch an, daß wir die Mazzos und den Wein noch schuldig waren, die ihr Kinder euch so gut schmecken liebet. Ihr wart noch alle klein und ihr schließt durch den ungewohnten Genuß des Weines frühzeitig ein. Euere Mutter und ich waren am Ende noch allein wach, und als ich zum Schluß der Sederfeier mein Chumesch in die Hand nehme, Schir Haschirim zu sagen, rang sich ein schwerer Seufzer aus der Brust euerer Mutter, die euch das Alles bestätigen kann. Ich blicke erschreckt zu ihr.

hin; sie aber sagte: „Es war nichts. Unser Seder war so schön, und ich denke mit Schrecken an die Zeit, wenn Pefach vorbei sein wird und wir unsere Schulden bezahlen müssen, ohne zu wissen, woher wir das Geld nehmen sollen.“

„Ich wies sie zurecht, daß sie mit so trüben Gedanken sich den Jom tof verflöre und erinnerte sie an das Wort von Rabbi Elieser Hagadol: „Wer heute zu essen hat und für morgen sorgt, gehört zu den Kleinmüthigen.“ Sie stimmte mir bei und versprach, sie werde sich gewiß nicht mehr am Jom tof solchen Gedanken hingeben. Ich sagte dann mein Schir Hafsirim und schief dabei ein. Ich hatte den ganzen Tag als Bechor gefastet und schwer gearbeitet, wodurch ich müder als sonst war. Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht mehr, aber als mich Gure Mutter weckte, sagte ich ihr, ich hätte einen merkwürdigen Traum gehabt. Es sagte mir Jemand, ich sollte sobald als möglich nach Lundhofen auf das Feld gehen, wo wir jedes Jahr unseren Schmuro-Weizen schneiden, dort würde ich mein Glück machen. Am ersten Tag Pefach, als ich nach Tisch in unserem Lehnstuhl mein Mittagsschläfchen hielt, hatte ich denselben Traum und in der zweiten Sedernacht träumte ich ihn zum dritten Male. Am zweiten Tag Pefach nach Schul gehe ich zum Raf — sein Andenken sei zum Segen — und erzählte ihm die ganze Geschichte und bat ihn um seinen Rath.

Derselbe sagte mir: „Warum solltet Ihr nicht thun, was Euch im Cholem geheißten wurde? Wie viele Wege macht ein Handelsmann auf's bloße Ungefähr hin? Den Weg nach Lundhofen kennt Ihr gut und das könnt Ihr schon riskiren. Nur den einen Rath gebe ich Euch: Außer Gurerer Frau sagt jetzt und später keiner Seele auf der Welt von dem ganzen Handel.“

So ging ich am ersten Tag Chol Hamoëb noch vor Anbruch des Tages mit etwas Schmuro-Mazzo in der Tasche nach Lundhofen, das drei Stunden von hier entfernt ist. Als ich an dem Felde anlangte, kam gerade der Ackerknecht des Hofbauers angefahren, um das Feld für den nächsten Schmuroweizen zu pflügen. Wir kannten uns von Ansehen, da wir schon mehrere Jahre uns beim Schneiden des Schmuroweizens gesehen hatten, aber keiner von uns beiden wußte den Namen des Anderen.

Der Knecht war nicht wenig erstaunt mich zu so ungewöhnlicher Zeit hier zu treffen und meinte, ich käme ein paar Monate zu früh. Ich sagte ihm, daß ich hier Jemanden erwartete und ging mit dem Knecht hinter der Pflugschaar her, immer die Blicke auf den Boden geheftet, in der Hoffnung, beim Pflügen einen Schatz zu finden. Um elf Uhr fuhr der Knecht nach Hause und lud mich ein mitzukommen und im Bauernhof einen Imbiß zu nehmen. Aber es war Peßach, wo ich ja nichts in einem fremden Hause genießen konnte, zudem fürchtete ich auch den Ort, wenn auch nur auf kurze Zeit zu verlassen, an dem ich mein Glück machen sollte. Um ein Uhr kam der Knecht wieder und meinte, mein Freund ließe mich lange warten. Ich leistete ihm wieder den ganzen Nachmittag Gesellschaft, immer die Augen auf die Furchen gerichtet, aber ich fand nichts. Mein Benehmen war dem Knecht auffällig und als er sich gegen sechs Uhr Abends zur Heimkehr rüstete, sagte er mir: „Ihr sucht etwas den ganzen Tag hier, habt Ihr vielleicht vorigen Herbst etwas auf dem Felde verloren?“

Mißmuthig wie ich war, antwortete ich dem biederen Knechte: „Allerdings suche ich etwas, ohne daß ich etwas verloren hätte. Fast schäme ich mich Euch meine Dummheit ein-

zugestehen, denn so ist vielleicht noch Niemand an der Nase herumgeführt worden, wie mir heute geschehen ist. Ich habe geträumt, ich solle auf dieses Feld gehen, da werde ich mein Glück machen und ich dummer Mensch habe mich von dieser Albernheit wirklich hierher narren lassen.“

„Nehmt mir's nicht übel,“ sagte der Knecht, „da habt Ihr Euch wirklich in den April schicken lassen, was von Euch um so wunderbarer ist, da Ihr ein Hebräer seid, die doch sonst den Namen für geschiedte Leute haben. Mir hat schon einmal vor Jahr und Tag geträumt, ich solle nach N. gehen, dort wohne ein Mann Namens Kagenbogen oder Ellenbogenkagen, oder Bogenkagenellen, ich weiß das selber nicht mehr, hinter dessen Haus stehe ein schöner Kirschbaum, unter dem solle ich graben und ich würde dort einen großen Schatz finden, aber wie oft war ich seitdem schon in N., ich hätte die Geschichte ganz vergessen, wenn ich nicht durch Euch heute wieder daran erinnert worden wäre.“

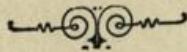
Ihr könnt Euch denken, wie's mich bei dieser Mittheilung siedend heiß überlief. Ich eilte nach N. zurück, aber bevor ich nach Hause ging sprach ich beim alten Raf vor — sein Andenken sei zum Segen — und erzählte ihm Alles. Dieser hörte meinem Bericht mit großer Spannung zu und als ich geendet hatte, sagte er:

„Jetzt geht Lechajim ulescholom nach Hause zu Guerer Frau, morgen müßt Ihr zusehen, ob der Platz hinter Guerem Hause zu kaufen ist, das Geld dafür werde ich Euch vorstrecken. Denn wenn der Platz nicht Guer Eigenthum ist, gehört das, was er birgt, nicht Euch von Rechtswegen.“

Der Platz war für einen sehr mäßigen Preis zu haben und er Kauf wurde noch Chol Hamoed notariell abgeschlossen.

Am Tffru Chag schel Peßach mit Tagesanbruch habe ich unter dem Kirschbaum zu graben angefangen, und wenige Fuß unter dem Boden stieß ich auf eine eiserne Platte, die sich als Deckel einer großen, eisernen Kiste erwies. Da ich Niemand in's Vertrauen ziehen wollte, konnte ich allein die Kiste nicht herausbekommen. Ich legte sie ziemlich frei, sie war durch ein eingerostetes, eisernes Schloß verschlossen, das ich leicht sprengte. Anarrend öffnete sich die Kiste, sie war voll mit glänzenden schwedischen Goldgulden, die sämmtlich die Jahrzahl 1630 trugen. In kleinen Säckchen trug ich das Geld in unser Haus, es repräsentirte einen Werth von 530 000 Mark. — Wem Gott in seiner Gnade solche Nissim gethan hat, der wäre doppelt schlecht, wenn er die Wege des Rechten und Guten verliesse. Deshalb habe ich Euch die Geschichte erzählt, damit Ihr und Euere Kinder nach Euch daraus Gottes Walten kennen lernt."

Rabbi Joël und Rabbi Moscheh waren von der Erzählung so ergriffen, daß ersterer ganz vergaß zu fragen, ob Rabbi Moscheh jetzt an die Bedeutsamkeit der Träume glaube. Aber er brauchte nicht zu fragen, er konnte die Antwort aus den Mienen des Freundes ablesen. Beide wurden von jetzt ab noch treuere Freunde, da das einzige, was in ihrem Leben dunkel war, jetzt seine Aufklärung in so ungeahnter Weise gefunden hatte. Der eine der beiden Freunde lebt noch heute, und wird mir, falls ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten, die Indiscretion dieser Veröffentlichung mit seiner bekannten Sanftmuth verzeihen.



The first of these is the fact that the
 land is not only fertile but also
 well watered. The second is that
 the soil is of a rich and fertile
 nature. The third is that the
 climate is temperate and healthy.
 The fourth is that the land is
 well situated for trade and
 commerce. The fifth is that the
 land is well adapted for the
 raising of stock and the
 cultivation of the soil. The
 sixth is that the land is well
 adapted for the raising of
 the various kinds of grain and
 other crops. The seventh is that
 the land is well adapted for the
 raising of the various kinds of
 fruit and vegetables. The eighth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of stock. The ninth is that
 the land is well adapted for the
 raising of the various kinds of
 fish. The tenth is that the land
 is well adapted for the raising
 of the various kinds of birds and
 other animals. The eleventh is
 that the land is well adapted for
 the raising of the various kinds
 of plants and trees. The twelfth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of minerals. The thirteenth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of metals. The fourteenth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of stones. The fifteenth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of gems. The sixteenth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of pearls. The seventeenth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of shells. The eighteenth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of corals. The nineteenth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of sponges. The twentieth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of seaweeds. The twenty-first
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of mushrooms. The twenty-second
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of fungi. The twenty-third
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of lichens. The twenty-fourth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of mosses. The twenty-fifth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of ferns. The twenty-sixth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of grasses. The twenty-seventh
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of reeds. The twenty-eighth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of sedges. The twenty-ninth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of rushes. The thirtieth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of herbs. The thirty-first
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of flowers. The thirty-second
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of fruits. The thirty-third
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of vegetables. The thirty-fourth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of grains. The thirty-fifth
 is that the land is well adapted
 for the raising of the various
 kinds of other crops.